

Hamburg- Heimfeld - Wall of Fame

11. Stadtgang der VCH Akademie am 7. November 2017

Fotos: Brigitte Glade. Notizen: Wolfgang Teichert



Die vierspurige Buxtehuder Straße trennt. Hier das bürgerliche Heimfeld mit Kirche und schmucken Altbauten, dort Tankstelle, Baumarkt, Bahnschienen, Flutmauern, Raffinerieanlagen. Die Straße zu überqueren, braucht Ampelwartezeit, dann ein kleiner Weg vorbei an Tankstelle (links) und am „ausgeweidetem“ Max Bahr Baumarkt (rechts); zur Bahnschranke, ebenfalls geschlossen. Endlose Güterzüge rollen vorbei und die Bahn von Hamburg nach Cuxhaven; nach kurzem Weg zur Linken - endlich -die Flutschutzmauer, heute „wall of fame“ (Wand des Ruhms) genannt. Kann man mit Graffiti berühmt werden? Man kann, aber man muss diese „Wall“ finden.

Gestartet hatten wir unseren Stadtgang auf der Anhöhe, bei Bahnhof und Kirche. Von der Kirche zur Graffitikultur muss man viele Hindernisse passieren oder, wie jemand sagte, man muss „Welten“ und Jahrhunderte durchwandern, um im 21. Jahrhundert bei diesen Sprayzeichnungen und deren vorwiegend düsteren Motiven zu landen.

Die Kirche – geschlossen. Ein Mitarbeiter, der neben einem Auto mit der Aufschrift „Pflegeteam“ steht, verweist auf die benachbarte Sozialstation im „Gemeindehaus“. Sozialarbeit statt Religion? Gleichwohl liegt die Kirche, ein Bau von vor 110 Jahren, hier zentral. Sie wirkt an diesem Platz aber eher abweisend, wiewohl das Kreuz einigen von uns als „schön“ auffällt. Und der Gemeindebrief heißt „Dialog“, liest man im (digitalen) Schaukasten. Er

verspricht markig: „Kritik am Bestehenden sollte gerade jetzt auf offene Ohren stoßen und auf den Willen zur neuerlichen Umgestaltung der Kirche. Denn dass diese Kirche immer wieder in eine christus- und zeitgemäße Form zu bringen ist, das lernen wir auch von Luther: „Ecclesia semper reformanda – die Kirche muss immer wieder reformiert werden.“

Wie wäre es mit einer Öffnung, jetzt am Dienstag um 15 Uhr?

Hört doch die angrenzende Straße auf den schönen Namen Noblée mit recht bunten Altbauten. Aber außer einigen schmutzigen Kneipen gibt es hier keine gastronomischen Angebote („Leider gibt es hier kein Café mehr“, wird uns eine Anwohnerin achselzuckend sagen) und auch die

Einkaufsmöglichkeiten sind beschränkt. Also gehen wir in einem kleinen Park hinunter, vorbei an einem Fabrikgebäude mit großem Schornstein.

In der Immobilienwerbung für diesen Stadtteil klingt das dann so: „Eingerahmt von Schwarzenberg und Meyers Park ist Heimfeld ein Stadtteil der Kontraste. Gründerzeitvillen neben städtisch dichter Bebauung, Hightech neben Tannen - wer hier lebt, kann jeden Tag in eine andere Welt eintauchen. Die Hafenanlagen im Norden haben ihren eigenen Charme und tragen zum unverwechselbaren Charakter des Stadtteils bei.“

Wir überqueren die vierbahnige Verkehrsstraße, diese fast hermetische Trennungslinie. Aber „High Tech“ kann man nicht nennen, was wir sehen. Tankstellen, Kraftfahrzeugwerkstätten auf beiden Straßenseiten, abgerissener Baumarkt. Ja und zwischendrin, gleich dahinter, immer wieder merkwürdig verloren Grün, der Deich zum Beispiel oder die Entengrütze auf dem kleinen Kanal.



Dann allerdings kommt Farbe in den Blick. Die berühmte „Wall“

Verstehst Du auch, was Du liest, hieß es einst bei Augustin.
Verstehen wir, was wir sehen?

Wir treffen einen Sprayer. Er bittet uns um ein Foto von sich und seinem Werk. Warum sprayt er hier? Zuerst schildert er die bürokratischen Hürden, die es braucht, um hier zu malen. Wer an diesen Flutschutzmauern sprayen möchte, braucht eine Genehmigung. 500 Meter der Flutschutzmauer am Bostelbeker Hauptdeich seien für Graffiti freigegeben. Seit vier Jahren gebe es diese „Street Art-Galerie“ in Harburg. Jeder könne mitmachen, sofern er sich zuvor diese Genehmigung holt und einige Regeln einhält: „*Wer sich nicht daran hält*“ lesen wir, „*riskiert das ganze Projekt.*“ Eine zentrale Anlaufstelle ist der Graffitistore, der auf den schönen Namen „Sprühkopf“ hört, an der erwähnten Nobléestraße

Wir seien nicht angesprochen von dieser neuen Kunst, meint jemand. Es gebe Codes, Namen und Zeichen, die nur schwer zu entschlüsseln seien. Jemand deutet: Das übermächtige Böse bekomme hier Gestalt und Form und es werde damit zugleich gebannt. Graffiti als Bann? Eine von uns vermutet, dass es hier um eine Art gewaltfreien Wettstreit gehe. Man trage Konflikte auf dieser künstlerischen Ebene aus und damit stehe diese Street Art im Gegensatz zu gewalttätiger Gangkultur. Es dürfe nicht mit dieser verwechselt werden. Graffiti können eine Menetekel-Funktion (Zeichen an der Wand) erfüllen.



Sie seien dann eine Art politisches Thermometer. Aber, so fragt jemand, bleibt Graffiti noch Graffiti, wenn es nicht mehr verstohlen mitten in der Nacht entsteht? Und ändert sich die Kunst, wenn sie zur Ware wird?

„Ich kenne keinen, der nur legal malt“, sagt ein Sprayer. „Das kann man nicht trennen, zum Graffiti gehört beides. Ich kenne andersherum auch keinen, der nur illegal malt.“ Ein Sprayer ohne Bombing, also illegales Sprühen, das geht nicht. Es geht um die Verbreitung des eigenen Namens, um Ruhm und den Kick. Eine Stadt sei ein öffentlicher Raum. „Wieso darf sie allein durch teuer erkaufte Werbeplakate gestaltet werden?“, fragen einige. Eine Meinung, die viele Sprüher teilen. Graffiti hat etwas mit Partizipation und Gehört werden zu tun. Den Sprayerkünstlern gehe es um Meinungsäußerung als demokratisches Mittel. Und die Stadt sei das Medium. Wir vermuten, für viele ist heute einfach wichtig, dass ihre Kunst nachhaltiger wirkt als dort, wo sie jederzeit übertüncht werden kann. Deshalb sind ihre „fluiden Werke“ auch im Internet zu besichtigen und so auf Dauer gestellt.



Wir durchqueren anschließend einen langen, sehr schmalen und feuchten Gang. Er führt unter der zweiten Bahntrasse hindurch. Man kommt bei einem geschlossenen Imbiss wieder ans Tageslicht. Gegenüber wurde soeben ein altes Fabrikgebäude abgerissen. Nur noch Steinhaufen sind zu sehen. Der Autolärm verstopft die Ohren. Aber man hat von hier eine Rücksicht auf den oben, hinter Bäumen versteckten, Kirchturm, auf der anderen Seite nur Öl - Raffinerieanlagen von Harburg. Heimfeld, einst ein beschauliches Dorf vor dem Schloss Harburg, ist heute eine Spannung im Übergang. Von Leise nach Laut, vom 19. Jahrhundert ins 21., von Wohnen zu Werkstätten, von plötzlichen Naturresten mit reichlich Brombeerhecken zur Backsteinfassade eines Gymnasiums. Was werden die Schüler hier eines Tages vorfinden? Das, was die Kunst vermittelt und bannen will, also Schrecken und Faszination, oder aber Inseln von plötzlicher Ruhe, Grün und Nachdenklichkeit.



Ein Türke, der uns in seine kleine Stube *Titanic* einlässt, einen Kaffee serviert und Chips auf den Tisch stellt, kann jedenfalls nicht ohne laute Musik. Als wir ihn bitten, das TV Gerät leiser zu stellen, kommt er dem sofort nach, um dann aber hinter seinem Tresen Musik aufzudrehen. Unsere vorläufige Bilanz: Hier wären wir allein nicht hergekommen. Wir sind auf etwas gestoßen, was uns irritiert und was wir nicht einfach einordnen können und wollen, weil es rätselhaft wach hält. Und sei es jenes große Graffito mit den vielen Kreuzen. Friedhof eben



Und gleich gegenüber:

